

Georg Fülberth

Ein Pamphlet

Anmerkungen zu Werner Plumpe, „Das kalte Herz. Kapitalismus: die Geschichte einer andauernden Revolution“¹

Seit über hundert Jahren – spätestens beginnend mit Werner Sombarts Werk über den modernen Kapitalismus – sind schon so viele Darstellungen zur Geschichte dieser Gesellschaftsformation erschienen, dass darüber ihrerseits eine historische Darstellung verfasst werden könnte.

Die meisten von ihnen gehen implizit oder explizit von einem entweder angestrebten oder – seltener – befürchteten Ende der auf dem Privateigentum an den wichtigsten Produktionsmitteln, Profiterzielung und Lohnarbeit beruhenden Ordnung aus. In Krisenzeiten werden diese Prognosen popularisiert, wie gerade jetzt, und fast schon zu einer Art Mode. Erfrischend kann da der Versuch anmuten, zumindest gegen den schnellfertigen Teil dieses Trends anzuschreiben.

Werner Plumpe, Jahrgang 1954, war bis 1989 Mitglied der DKP, wurde 1999 Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Goethe-Universität in Frankfurt/Main, leitet den wissenschaftlichen Beirat der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte, amtierte von 2008 bis 2012 als Vorsitzender des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands, ist Mitglied der Historischen Gesellschaft der Deutschen Bank e.V. und veröffentlichte 2020 zusammen mit einer Koautorin und einem Koautor im Propyläen Verlag eine Geschichte dieses Geldhauses. 2014 erhielt er den Ludwig-Erhard-Preis für Wirtschaftspublizistik.

I.

Der Titel seines Buches „Das Kalte Herz“ polemisiert gegen ein Märchen des spätromantischen Dichters Wilhelm Hauff aus dem Jahr 1827. Dort wird ein armer Köhler reich und unglücklich, als ein böser Geist ihm ein steinernes Herz einpflanzt. Nachdem diese Operation wieder rückgängig gemacht wurde, ist er zwar erneut arm, jetzt aber glücklich.

Für Plumpe ist dieses Märchen das Muster aller Kapitalismuskritik. Seine Gegenthese: Der Kern des Kapitalismus – sein „Herz“ – sei zwar kalt, aber gut für die kleinen Leute. Seine Stärke beruhe auf Angebotsflexibilität. Jede Nachfrage könne letztlich befriedigt werden, und zwar – aufgrund der hohen Skalenerträge von Massenfertigung – erschwinglich für alle. So kommt der Autor zu dem Ergebnis, dass von Anfang an „der moderne Kapitalismus in gewisser Hinsicht eine Art Ökonomie für die Unterschichten war, die den Konsumenten in den Mittelpunkt rückte“ (224), die „spezifische Form der Unterschichtenökonomie“ (230). Wie schon bei Adam

¹ Werner Plumpe, *Das kalte Herz. Kapitalismus: die Geschichte einer andauernden Revolution*, Berlin 2019 (Rowohlt), 800 Seiten.

Smith ist Eigennutz eine Voraussetzung für Gemeinwohl. Als Beispiel führt der Verfasser den Dampfmaschinen-Unternehmer Matthew Boulton (1728 – 1809) an, der „bewusst den Massenmarkt adressierte, und indem er diesen Massenmarkt – zum Vorteil der breiten Bevölkerung – bediente, suchte er ebenso seinen eigenen Vorteil. Beides zusammen bildet seither den Kern dessen, was wir Kapitalismus nennen“ (137). Letztlich lässt sich dieses Verhältnis von Ursache und Wirkung sogar umkehren: Der Bedarf der nicht oder wenig Begüterten löst das ihnen nützliche Angebot aus. Gezeigt wird dies anhand der Entwicklung eines Produktionszweigs im 18. Jahrhundert: „Die Brauereiindustrie verkörperte damit klar den nachfragegetriebenen Weg in den Kapitalismus, der gegangen werden konnte, weil auf diese Nachfrage durch Ausweitung eines passenden Angebots reagiert wurde.“ (138) Allerdings ist es der Unternehmer, der den Bedarf erst entdecken und bedienen muss.

II.

Plumpe unterscheidet den Kapitalismus von seinem Kern, der in verschiedenartiger Weise in ihn eingebettet ist. So kommt es zu „varieties of capitalism“ (u.a. 457- 466). Der „Kapitalismus als Ordnungsrahmen der Ökonomie“ (491) weist allerdings, wenn er funktionieren soll, Konstanten auf, die ihn charakterisieren: „Variation durch privateigentumsgestütztes Nutzenkalkül, Selektion über Markterfolg und Restabilisierung über politische Entscheidungen“. (618) Letztere sind seit der „finanziellen Revolution“ des 17. des 18. Jahrhunderts an folgende Grundsätze gebunden: „geordnete staatliche Finanzen, ein berechenbares Haushalten der Obrigkeit mit einer moderaten Besteuerung und vor allem eine zumindest im Grundsatz stabilitätsorientierte Geldpolitik, denn von alledem hängt die Funktionsfähigkeit der Selektion über Märkte wesentlich ab.“ (609)

Plumpes opulentes Literaturverzeichnis enthält zwar Friedrich August von Hayeks propagandistisches Buch „Der Weg zur Knechtschaft“, nicht aber dessen kleine Schrift „Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren“. Er nennt diesen Autor im Text und kritisiert ihn auch einmal, weil er ausschließlich auf „die spontane Emergenz einer liberalen Ordnung“ setze: „Ein funktionsfähiger Markt setzt seinen politischen Hüter voraus!“ (709) Seine Ausführungen zu Variation und Selektion dagegen folgen exakt Hayeks Vorgaben, mit denen er den Gestus der Verteidigung eines von Nichtliberalen angefochtenen Prinzips teilt.

Thomas Piketty, mit dem er sich auseinandersetzt, hat er offenbar nicht gelesen. Ihm und den mit ihm Gleichgesinnten hält er entgegen: „So ist die Zunahme der sozialen Spreizung nicht nur in Deutschland keineswegs ein stabiler Trend. Bereits in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war die Spreizung hoch, bedingt durch die hohen Investitionsquoten von über 20 Prozent; zwischen 1918 und 1970 war sie jedoch, vor allem aufgrund der Auswirkungen beider Weltkriege, deutlich geringer. Seit den 1970er Jahren hat sie wieder zugenommen, doch nur bis etwa 2010.“ (576/577) Just dies ist – mit Ausnahme des letzten Halbsatzes – die durchgängige Argumentation Pikettys in „Das Kapital im 21. Jahrhundert“.

Jenseits des Rahmens von Variation, Selektion und Restabilisierung bleibt bei Plumpe explizit der Bereich der allgemeinen Politik (mit Ausnahme der Sicherung

des finanzpolitischen Rahmens). Sie gehört zum Umfeld des Wirtschaftens, wirkt mal fördernd, mal störend, ist erratisch, von der Ökonomie systematisch getrennt (Niklas Luhmann ist einer der Bezugsautoren), sodass der Autor bei ihr die Kritik an Katastrophen und Missständen abladen kann.

Am Beispiel des Ersten Weltkriegs: Dieser sei den deutschen Unternehmen völlig ungelegen gekommen, denn die damals bereits stark exportabhängige Wirtschaft des Reichs habe dadurch ihre Absatz- und Zufuhrmärkte verloren. Wenn auch Firmen, die bislang für die Ausfuhr arbeiteten, sich nun auf Rüstungsproduktion umstellten, war dies unvermeidlich. „Dass der Ausbruch des Ersten Weltkriegs keiner ökonomischen Logik folgte, ist mittlerweile unbestritten. [...] Die Tatsache, dass im Sommer 1914 die Eskalationsspirale nicht stoppte, sondern schließlich Anfang August in offene Feindseligkeiten mündete, lässt sich daher logisch kaum herleiten. Es handelt sich in der Tat um ein nur historisch zu erklärendes Ereignis; Christopher Clark hat dies überzeugend gezeigt“. (286) Der Wirtschaftshistoriker überweist ein Problem dem Allgemeinhistoriker, der für ein ganz anderes, nichtökonomisches System zuständig ist. Vorstellbar ist, dass, falls auch der mit seinem Latein am Ende sein sollte, die Theologie aushelfen müsste.

Seit der Weimarer Republik kann Demokratie die Märkte stören: „Die politischen Mehrheitsverhältnisse folgen in aller Regel nicht dem, was die Wirtschaftswissenschaften und die Unternehmen für vernünftig ansehen, also für die Basis einer leistungsfähigen Wirtschaft halten, sondern Massenstimmungen beziehungsweise dem, was die politischen Parteien für erfolgversprechend erachten.“ (321) Der deutsche Faschismus mit starker Ausdehnung des Staates in die Wirtschaft hinein sei „eine Art suspendierter Kapitalismus gewesen“, (369) auch wenn unter seinen Vorgaben das Kalte Herz fortschlug. In dieser Logik wären Zwangsarbeit als Antwort auf kriegsbedingte Knappheit auf dem Arbeitsmarkt und die Lieferung von Zyklon B als Angebot auf staatliche Nachfrage interpretier-, aber unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten weder skandalisierbar noch auf Rechtfertigung angewiesen und müssten infolgedessen nicht gegen Gutmenschenkritik verteidigt werden. Plumpe muss das nicht eigens erklären, darf es also schweigend übergehen. Die subjektive Seite des Deals zwischen Staat und Faschismus kann taktvoll so umschrieben werden: „Dass es vielversprechender war, die geforderte Leistung freiwillig zu erbringen, als durch den Staat dazu gezwungen oder gar übernommen zu werden, war jedem Unternehmen klar.“ (386) Auch die Reformen der 60er und 70er Jahre seien „weniger eine Folge sich zuspitzender sozioökonomischer Problemkonstellationen als vielmehr ein genuiner politischer Vorgang“ (458) gewesen, der auf sie folgende Neoliberalismus insofern eine Emanzipation der Ökonomie von der Politik. Die Entwicklung hin zum finanzmarktgetriebenen Kapitalismus ist für Plumpe nicht problematisch, wohl aber die seiner Meinung nach inadäquate staatliche Antwort: Um ihren Rückhalt bei den Volksmassen nicht zu verlieren, versuchten Regierungen Marktvereinigungen, die in Crashes erfolgen, zu vermeiden, verschuldeten sich deshalb und wurden dadurch von Banken abhängig, die anschließend als systemrelevant von ihnen gerettet werden mussten. Der sich so anbahnende „staatlich-finanzindustrielle Komplex“ (587), die „Vermischung von staatlicher Institutionenbildung und der Funktionsweise der Märkte, wobei die Letz-

tere der Ersteren systematisch nachgeordnet wird“, gefährdeten „die evolutionäre Dynamik des Kapitalismus“. (592) So würden Momente „einer Kehrtwende gegen den Kapitalismus“, befördert durch eine „parasitäre Obrigkeit“, sichtbar (593).

III.

Mit dieser Argumentation zeigt sich Werner Plumpe als ein Vertreter der Dritten Frankfurter Schule. Die Erste war bekanntlich mit den Namen von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer verbunden. Ihr folgte die satirische „Neue Frankfurter Schule“ im Umkreis der Zeitschrift „Titanic“. Inzwischen wird es aber wieder ernst: Im „House of Finance“ der Goethe-Universität wurden Institute aus den juristischen Fachbereichen zusammengefasst. In einer Selbstdarstellung auf ihrer Homepage zeigt die Alma Mater am Main, dass sie weiß, wo sie hingehört: „Die Goethe-Universität ist eine forschungsstarke Hochschule in der europäischen Finanzmetropole Frankfurt. Lebendig, urban und weltoffen besitzt sie als Stiftungsuniversität ein hohes Maß an Eigenständigkeit“.

Die Frankfurter Geschichtswissenschaft ist allerdings institutionell nicht ins „House of Finance“ einbezogen. Eine Annäherung an den *genius loci* vollzog sie aber bereits durch ihren starken Mann, der in mancherlei Hinsicht als Vorläufer, wohl auch Vorbild Plumpes gelten darf: Lothar Gall, Biograf von Otto von Bismarck und Hermann Josef Abs, Verfasser einer Geschichte des Hauses Krupp und ebenfalls zeitweise Vorsitzender des Verbandes der Historikerinnen und Historiker Deutschlands.

Ob bei solcher offenbar gern gesuchter Nähe zur Macht (Unternehmenshistoriker bedürfen, um an die Quellen heranzukommen, der Genehmigung für die Nutzung der Firmenarchive) der Grundsatz aller Geschichtswissenschaft: es müsse „*sine ira et studio*“ gearbeitet werden, eingehalten werden kann, ist fraglich. Sehr fein bemerkt Werner Plumpe über ökonomische Theorien und ihre Kontroversen zwischen Keynesianern und Neoliberalen: „Die wissenschaftlich notwendige Distanz zum Gegenstand ist dabei kaum gegeben.“ (496) Eine Parallele zu seinem eigenen, letztlich parteilichen Schaffen drängt sich auf.

Dass er die aktuelle Umweltproblematik nicht in seine Betrachtungen einbezieht, wirkt eher sympathisch, da antizyklisch. Über die Historiker sagte Eric Hobsbawm einmal, sie könnten erst wetten, wenn sie wüssten, welches Pferd gewonnen hat. Der Parole von Naomi Klein: „Kapitalismus vs. Klima“ stehen Behauptungen anderer Autorinnen und Autoren, es könne eine kapitalismuskonforme Ökologie geben, gegenüber. Man wird sehen. Dennoch könnte diese Leerstelle einen der schwachen Punkte in Plumpes Argumentation bezeichnen: Die von ihm hervorgehobene Angebotselastizität des Kapitalismus reagiert nur auf – wenngleich massenhafte aggregierte – individuelle Nachfragen, nicht auf kollektive und nur politisch artikulierbare. Bisher waren Letztere besonders deutlich in Extremsituationen sichtbar: Kriege, Pandemien, soziales Elend, das Herrschaft bedrohte. Immerhin gehört dazu auch Reformbedarf, der bedient werden musste, um die „westlichen“ Gesellschaften im Kalten Krieg zu ertüchtigen, sowie gegenwärtig das Bemühen um Verbesserung der jeweiligen militärischen und zivilen Infrastruktur im Kampf der kapitalistischen

Staaten gegeneinander. Plumpe Begriff der politischen Restabilisierung erfasst dies ebenso wenig wie seine Beschränkung auf Marktprozesse. Diese verstellt ihm den Blick darauf, dass Kapitalismus neben Markt-, auch Planwirtschaft ist – nicht nur, wie er selbst feststellt, im Faschismus und weniger in den zaghaften staatlichen Versuchen zu Globalsteuerungen, wohl aber in den internen Betriebsabläufen der großen Unternehmen. Dort gibt es kein Wechselspiel von Angebot und Nachfrage, sondern (innerhalb eines Konzerns auch globale) letztlich zentral definierte, wengleich in den Zwischenstufen immer wieder auch dezentral umgesetzte Koordination von Produktion und Logistik. Der Markt bestimmt nur das externe Verhalten der großen Unternehmen zu ihren Zulieferern und Abnehmern sowie in der Konkurrenz untereinander. Um aber dort bestehen zu können, brauchen sie Planungskapazität, und zwar in großem Umfang. Dass ausgerechnet einem Unternehmenshistoriker dies entgeht, dürfte nicht das Ergebnis von Betriebsblindheit, sondern von ideologischer Fixierung sein. Wenn heute sogar Kommunalverwaltungen ihre Dienstleistungen als „Produkte“ bezeichnen, die mit Preisen versehen und im Innenbetrieb gegeneinander verrechnet werden, ist dies ein ähnliches Quidproquo (oder, in der Sprache der Ersten Frankfurter Schule: ein Verblendungszusammenhang), wie es in der Wahrnehmung dieses Autors zu existieren scheint. Nehmen strategiefähige, weltweit operierende und nicht marktförmig organisierte Unternehmen Einfluss auf staatliche Entscheidungen, entsteht eine Konstellation, der Plumpe ausschließlich auf – wengleich „gehütete“ – Märkte beschränktes Modell unmöglich gerecht werden kann. Immerhin präsentiert dieser ja einmal seine Entdeckung eines „staatlich-finanzindustriellen Komplexes“, hat also etwas läuten gehört, ohne seinem Publikum mitteilen zu wollen, wo die Glocken hängen.

Die Frage, ob er ein Grundlagenwerk zur Geschichte des Kapitalismus geschrieben hat, muss leider verneint werden. Fast ist es unfair, sein Buch mit Hobsbawms Tetralogie über das Lange 19. und das Kurze 20. Jahrhundert, die ja in etwa den gleichen Zeitraum abdeckt wie „Das Kalte Herz“, zu vergleichen. Sie handelt von „Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht“ (MEW 23, S. 49), Plumpe dagegen von Marktprozessen, die innerhalb derselben irgendwie vorkommen. Er hat sein Buch auch nicht aus den Quellen und der Forschungsliteratur (von denen er unverkennbar große Kenntnisse hat) heraus erarbeitet, sondern benutzt sie hier lediglich zur Bebilderung seines ideologischen Konstrukts. Dass er sich dabei obendrein im Wesentlichen auf Nordamerika, West- und Mitteleuropa und hier wieder besonders auf Deutschland beschränkt, muss nicht eigens noch einmal betont werden: Es ist auch anderen Kritikern schon aufgefallen und evident.

Wir haben es nicht mit einem Geschichtsbuch zu tun, sondern mit einem Pamphlet gegen Kapitalismuskritik, also mit einem von zwei aktuellen Zeitgeist-Phänomenen: Das eine ist die Neigung, jedes aktuelle Wehwehchen ausschließlich dem Kapitalismus anzulasten, Plumpe Apologie ist das andere.

Sein Kollege Friedrich Lenger hat im „Merkur“ eine missgelaunte Rezension geschrieben, die vielleicht zu einer zunftinternen Vendetta gehört. In ihrem Titel aber findet sich eine treffende Charakterisierung: „Gefangen in der Kritik der Kapitalismuskritik“.